

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

19 (23.1.1932) Die Mußestunde



Alle an dieser Stelle besprochenen und angeforderten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung, Waldstr. 28, bezogen werden

Friedrichs Afrika. In Anfang des 19. Jahrhunderts war die Literatur über den schwarzen Erdteil auf einen Ton abgestimmt: die Eingeborenen sind von Natur aus dunkelere Rassen, die Völker der weißen Rassen raffen, ein Völkchen, das sich allen und unerschrocken zu seinen schwarzen Brüdern bekennt, wird auch heute noch als gefährlicher Narr angesehen. Fredrik Barrellus, der Autor des von der Bader & Godefr. Berlin, herausgegebenen Romans „Friedrichs Afrika“ in (Heine 3. Band), gehört zu diesen „gefährlichen Narrern“. Er trat lange vor dem Kriege in belgische Dienste und vertrat ein großes Gebiet der Kongoflora. Aber er war kein Unteroffizier, er hatte ein Interesse an den Kriegen und an der Natur, er lernte vielmehr sehr bald die Eingeborenen kennen und — neben dem langen Jahre hat er das Leben der Bewohner Afrikas aus eigener Anschauung kennengelernt, ihre große Verbundenheit mit der Natur, ihre Geschichte und ihre Gebräuche. Sein Roman folgt die weiße Zivilisation an, die das alles zerstört, ohne etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen, und die auch nicht davon zurückzukehren, die vor ihr stehenden bis in die entlegensten Schlupfwinkel zu verfolgen.

Der Roman „Friedrichs Afrika“ ist die Geschichte einer solchen Plünderung und Verfolgung. Ein Stamm, ein letztes Dorf zieht sich immer weiter in den Urwald zurück, immer wieder angegriffen von der Zivilisation, die die Weichen mit ihren Soldaten näher rückt. Trotz des unheimlichen Daseins haben sich uralte Sitten und Gebräuche erhalten. Wir erfahren von dem Familienleben der „Schwarzen“, von den kleinen menschlichen Komödien und Tragödien und kommen so zu einem interessanten und tiefen Einblick in die Geschichte. Am Anfang stehen die Kämpfe der weißen und die große Wanderung der schwarzen Bevölkerung. Die Kämpfe sind nicht ohne Interesse, aber die wenigste Handlungsbühne gemacht. Das Dorf wird niedergebrannt und die Spur der Plünderer verliert sich. Mit Menschen und Tieren geht es langsam vorwärts. Drei Geburten und zwölf Todesfälle können den Zug nicht aufhalten. Endlich wird ein Fluß erreicht, wo eine neue Heimat gegründet werden soll. Aber auch hierher folgen den Unheimlichkeiten der Zivilisation. Was über die Wälder dringt, wird in der allmählichen Verdrängung der Natur. Nur der junge Schmiedesohn vertritt den Anfall sein Leben. Er rächt den erschlagenen Vater und zieht sich mit seinem rindernen Weibe in das Labyrinth des unerforschten Waldes zurück.

Weder als die Fabel des Romans fesselt der Reichtum an völkertunlichen Epochen, an sprachlichen Schönheiten. Das Buch enthält noch eine zweite Erzählung: „Schwarze Legende“. Barrellus baut hier seinen so großen Hintergrund und sein so großes Geschick auf. In dieser Erzählung berichtet er eigentlich nur von dem Liebeserlebnis eines weißen Mannes mit einer schwarzen Frau. Aber noch mehr als in dem Roman „Friedrichs Afrika“ ergreift uns hier der tragische Verstand eines guten Menschen, die brutale Schranke zwischen den Rassen wegzuräumen und die menschlichen Herzen einander näher schließen zu lassen. So oft der Weiße sich Mühe gibt, die schwarze Geliebte so zu behandeln, wie es ihm seine Rasse und ihre Gewohnheiten vorschreiben, so oft bezieht ihn das große Gefühl, das aus dem Weibe dieser Frau auf ihn einströmt. — Diese Erzählung gehört zum Schönen, was jemals geschrieben wurde. Die Übertragung hat „Friedrichs Afrika“ und „Schwarze Legende“, beides aus dem Norwegischen ins Deutsche übertragen von Ernst Höpner, in einem hübsch ausgestatteten Band herausgebracht.

Goudenboug-Kalergi: Stalin & Co. Panuropa-Verlag, Wien, Leipzig, Berlin. 54 Seiten, Kleinfolio, broschiert RM. 0,90. In dieser soeben erschienenen Broschüre legt sich Goudenboug-Kalergi mit dem Problem des Bolschewismus auseinander. Zunächst analysiert er das neue Ansehen als dreifache Macht: als kommunistische Kirche, bolschewistische Staatsoberhaupt und Sowjetrepublik. An der Spitze dieser unerschütterlichen neuen Machtorganisation steht, als totaler Herrscher, Stalin. Der Fünftespartei, der seiner Vordenkung entgegensteht, erscheint als gigantischer geistiger, wirtschaftlicher und militärischer Aufmarsch gegen Europa, dessen anarchistische Struktur Goudenboug ebenso streng analysiert und verurteilt, wie die extreme Machtdiktatur Stalins, die jede persönliche Freiheit zerstört. Nach einer Gegenüberstellung dieser beiden Naturen geht Goudenboug die dringende Gefahr eines bolschewistischen Einheitsreiches gegen Europa und die notwendige Abwehrmaßnahmen. Jeder, der sich für das europäische und russische Kulturproblem interessiert, sollte diese kurze Schrift lesen. Auch wenn er Goudenboug's Anschauungen nicht teilt, wird er aus dieser klar und konzentriert geschriebenen Broschüre zahlreiche neue Anregungen schöpfen.

Darf man Weihnachtsgeheimnisse umtauschen? Es gibt Menschen, für die es das schönste Vergnügen ist, und für die es zu einer selbstverständlichen lieben Gewohnheit geworden ist, alle Geschenke, die sie bekommen, wieder umzutauschen. Das sie hierbei auf den guten Willen der Verkäufer angewiesen sind, weil es sonst auch eine A e c h t s t r a g e gibt, das hat wohl selten jemand dabei bedacht. In dem vorliegenden Heft 1 der „Neuen Hauswirtschaft“, herausgegeben von Frau Dr. Erna Meier und Herrn Dipl.-Ing. Arnold Meier, München wird diese Frage vom rechtlichen Standpunkt aus von Frau Gerichtsassessorin Dr. Frieda Späher eingehend behandelt. Mit einem Leitartikel „Rann Hauswirtschaftliche Arbeit befähigen“ eröffnet die Herausgeberin Frau Dr. Erna Meier den Heft schon 4. Jahrgang der in diesen Heften bekannten und angesehenen Zeitschrift. Mancher wird durch diesen und den daran anschließenden Aufsatz „Der Mann und die Hauswirtschaft“ von Werner Wobstet erst den Weg zur richtigen Auffassung und Gestaltung der Hausfrauenarbeit und zu ihrem tieferen Sinn finden. Unter den wichtigeren Aufsätzen dieses Heftes sind noch zu nennen: „Festtag und Alltagsküche“, „Kochrezepte deutscher Hausfrauen vor 20 Jahren“, „Artikel für die kalte vegetarische Küche“, „Warum aufhören mit Rauchen“, „Artikel für die kalte vegetarische Küche“. Der Bezugspreis für die „Neue Hauswirtschaft“ beträgt vierteljährlich RM. 2.— und Zustellgebühr 20 Pf.

Wahre Erzählungen. Das zweite Heft. — Wenn das Blut nicht spricht — Entz. Bertram's Testament — Die Willkürbrüder — Im Vassat — und andere interessante und spannende Erzählungen bringt die soeben erschienene Januarnummer der „Wahren Erzählungen“ (Dr. Sellschuster H. G.). Das reich illustrierte Heft ist für 50 Pfennig überaus zu haben.

Räselecke

Vexierbild



Wo ist der Schlosskellner?

Umwandlungsrätsel

Lot, Lor, Otter, Damhirsch, Käfer, Larve, Nacht, er, Ded. Verschmelze diese Wörter zu einer einzigen Buchstabenreihe, die du darauf in vier neue Wortbildungen zu zerlegen hast!

Räselauflösungen

Gitter-Räsel: Appenzell. Räsel: Sirene — Irene. Richtige Lösungen fanden ein: Karl Leonhardt, August Kropp, Julius Grimmer, Karlsruhe; Karl Hahn, Kleinleimbach. — Nachtrag: Kurt Reiß, Karlsruhe.

Witz und Humor

Mehr Geese! Der berühmte Pianist Wilhelm Bachhaus gab einer jungen Dame Klavierunterricht. Die junge Dame sollte die Mondscheinsonate von Beethoven spielen. „Legen Sie doch ein bißchen mehr Seele hinein!“ sagte der Lehrer. Die junge Dame trat das Pedal. „Verschwommene Töne erklangen. Da sagte Bachhaus zweifelt: „Ja, hatte gesagt, Sie sollten mehr Seele hineinlegen, nicht aber mehr Sohle.“

Der Gipfel der Sparsamkeit. „Ist Ihr Gatte zu Hause?“ fragte jemand eine schottische Frau.

„Ja, aber der hat zu tun. Wir haben heute abend eine Gesellschaft, und da schleift er die Grammophonplatten.“

Nicht nötig. In Ingolstadt tummelte sich in den Weihnachtsferien vor einem Schulhaus eine Schar Buben unter mehrbärtigem Schreien und Indianergeheul. Mit einmal kommt der neue Hilfslehrer des Weges daher, aber keinen von den Buben fällt es ein, den Lehrer zu grüßen, alle Wollmäulen bleiben wie angewachsen auf den Köpfen. Der junge Lehrer ist darüber empört und fühlt sich verpflichtet, hier erzieherisch zu wirken. „Kennst ihr mich denn nicht?“ fragt er die Buben.

„Ja, Sie sind der neue Lehrer!“

„Warum grüßt ihr dann nicht?“ fragt nun der Lehrer streng. Allgemeines Erschrecken und allgemeine Enttäuschung unter den Kleinen. Endlich rufen zwei: „Ja, iassa ham mer doch Ferien!“

Einladung. Der kleine Bobby war bei seinem Freund Heinz zum Spielen. Als es Zeit zum Nachhausegehen war, begann es zu regnen.

Heinz Mutter gab Bobby ihres eigenen Sohnes Regenmantel und Gummischuhe.

„Oh, machen Sie sich doch nicht so viel Mühe“, sagte Bobby höflich.

„Durchaus keine Mühe, Bobby“, entgegnete diese, „ich bin sicher, daß deine Mama das gleiche für Heinz im umgekehrten Fall täte.“

„Mama würde noch mehr tun“, meinte Bobby feierlich. „Sie würde Heinz bitten, zum Tee dazubleiben.“

Pech. „Sie haben das Gedankenlesen aufgegeben?“

„Ja, ich hatte Pech. Eine Dame fragte mich, wieviel Kinder sie habe. Ich sagte drei, was sie auch bestätigte. Nun stellte mir ein Herr dieselbe Frage. Ich sagte zwei Kinder. Darauf gab er mir eine Ohrfeige.“

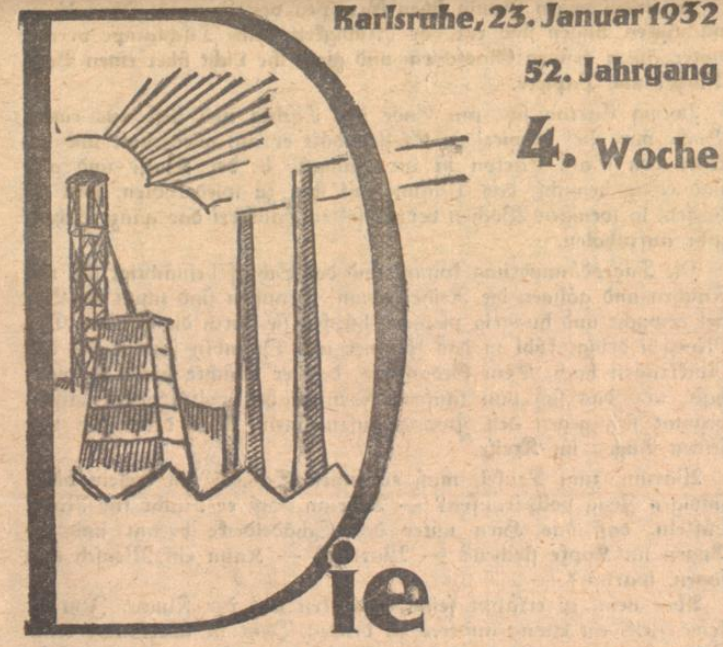
„Warum denn?“

„Es war der Mann der Frau, die zuerst gefragt hatte.“

Aus der Nr. 2 der Lustigen Blätter (Verlag Dr. Sellschuster H. G., Berlin C. W. 68). Das amüsante Heft ist für 50 Pf. überall zu haben.

Schreibleiter: Hermann Winter, Karlsruhe i. B., Waldstraße 28.

Karlsruhe, 23. Januar 1932
52. Jahrgang
4. Woche



Die Mußestunde

Unterhaltungsbeilage des Volksfreund

Erinnerung

Wilky Frey.

D wie bist du mir jetzt nah. Immer wieder bist du da. Kein Entinnen gibt es mehr vor dir. Du bist nie mehr dort, bist nur noch hier.

Wo ich gehe, gehst auch du. Schließ ich meine Türe zu, kommst du dennoch in mein Haus herein. Keine Stunde läßt du mich allein.

Glückste noch so weit ich fort, immer folgt ein mich dein Wort, immer folgt dein Bild wie ein Traum. Ueberall nur du — sonst nichts im Raum.

Und doch bist du mir so fern, fern als der fernste Stern. Ueberall zwar seh ich dein Gesicht, doch mein Sehnen nach dir erreicht dich nicht.

Bonaparte

Von Wolfgang Goeß

Im Verlag Ullstein erscheint „Eine Deutsche Geschichte“ für Laien, der wir mit Erlaubnis des Verlags dieses instruktive Kapitel auszugswise entnehmen:

Am 12. März 1796 wies sich ein junger Chemann, der vor drei Tagen die Witwe eines hingerichteten Generals geheiratet hat, in den Wagen, der ihn zu seinen Truppen bringen soll, vor zehn Tagen haben sie ihn zum Chef der gegen Italien operierenden Armee ernannt, da konnte er sich schon die Gründung eines Hausstandes leisten.

Der da der Südküste Frankreichs entgegenkariert, ist nicht mehr ganz unbekannt. Er heißt Napoleon Bonaparte. Er ist kein Franzose, sondern stammt aus Korsika — der Sohn eines mit zahlreichen Kindern gesegneten, schon verstorbenen Advokaten —, doch hat er in Frankreich seine militärische Erziehung genossen. Dann hat er herumkonspiziert, erst in Korsika, mit großem Mißgeschick, später in Frankreich, sehr viel glücklicher, denn bei dem Hin und Her, dem Wechsel der Herrschaft hat er es wohl verstanden, das Mäntelchen recht zu hängen. Es kommt ihm gar nicht so sehr auf seine Ueberzeugung an. Er will was tun, er muß handeln. Im Grunde seines Herzens haßt er den Pöbel wie die Menschen im allgemeinen. Als er zusehen muß, wie der Mob von Paris den König zwingt, die phrygische Mütze, diese freiherrliche Kopfbedeckung aufzusetzen, weiß er, daß er Ludwig verurteilt haben würde, wenn man ihn gerufen

hätte, auch wüßte es ihn sehr, daß Zivilisten das Militär angreifen. Denn Soldat ist er, obwohl er mehrmals den Uelamb um Monate überschritten hat und endlich aus der Armee gestrichen werden muß. Bei Toulon hat er sich ausgezeichnet und die Eroberung der Stadt, deren sich Engländer, Spanier und andere Truppen bemächtigt hatten, endlich durchgeführt. Dann hat er sich schriftstellerisch betätigt, was recht dumm auslaufen konnte, denn nach dem Sturz Robespierres muß er ins Gefängnis und wird — er ist unterdessen General geworden — seines Ranges entsetzt. Sie holen ihn freilich bald wieder und wollen ihn an die Westfront schicken, aber dort mußte er unter dem jüngeren Hebe dienen, also wird er krank. Da er aber ganz munter ist, fast man seine Krankheit falsch auf und meint, er verweigere den Dienst, sie streichen ihn wieder aus den Listen. Als nun aber der Konvent eine neue Verfassung verläßt, erhebt sich Paris, und Barras, der Liebhaber der künftigen Frau Bonaparte, holt den entschlossenen General heran, und der faktisch den Aufbruch wieder — die Kanonen hatte ihm sehr geschickt ein junger Offizier, Joachim Murat, herbeigeschickt. Da ist er am Ziel, Der glückliche Konvent erfüllt ihm alle seine Wünsche. Er wird zweiter Kommandant der Armee des Innern, zehn Tage später — das ist napoleonisches Tempo — macht er sich zum Divisionsgeneral, und als wieder zehn Tage vergangen sind, ist er Oberkommandant.

Das sind auf den Tag fast fünf Monate her, jetzt stellt er sich an die Spitze einer Schar zerlumpter, barfüßiger Köpfgardisten, wenig liebenswürdig empfangen von den ihm unterstellten Generalen. Er aber kann befehlen so gut, wie er ungenet gehorcht. Er weiß auch genau, warum er sich dieses Kommando über ein jammervolles Heer ausgesucht hat. Diese Soldaten wollen sie . . . Frankreich braucht Geld, er will den Ruhm, alles trifft herrlich zusammen, denn da liegt das reiche Italien, in Wien steht man nach dem östlichen Frankreich und paßt auf die Erde dort unten nicht auf — es trifft wirklich aufs schönste zusammen und ist so einfach, daß vorher kein anderer als er auf diese geniale Idee kommen konnte. Schon am ersten Tage erläßt er seinen ersten Armeebefehl, den so viele folgen sollten. Er sagt, wie die Dinge liegen und was er will. Scheinbar ruhig, römisch, wie ein Cäsar. Aber er faßt auch, was geschehen wird: das ist die Blut in der starren Sachlichkeit. Er verspricht nichts, das macht die Leute rasend vor Entzücken. Man muß ihm ja glauben. Und zehn Jahre hindurch wird er dem Schicksal den Weg vorschreiben. Wenn zwanzig Jahre nach seinem Tode seine Leiche von St. Helena nach Paris zurückgeführt werden wird, schreien die alten Gelfzäse dem Carg ihr „Viva l'empereur“ entgegen. Solange sie leben, lebt er auch, sind sie doch ein Stück von ihm. Indem er die Masse zu einzelnen Persönlichkeiten zerstückt, faßt er sie nur um so sicherer unter seinem Befehl zusammen. Auch ist er selbst tapfer, ein scharfer unbegreifliches Glück rettet ihn immer wieder, oder ist es sein Stern? —, er teilt die Strapazen, dieser kleine, zarte Kerl, in Toulon hat er sich die Kräfte geholt und lange daran gelitten (aber freilich hat ihm der Himmel eine Gnade verliehen: er kann schlafen, wo, wann und wie lange er will). Das macht es nicht aus, die anderen Offiziere ließen es an Unerblichkeit auch nicht fehlen, zwei Marschälle und viele Generale fallen. Und doch ist etwas Unbegreifliches um dieses Verhältnis. Mit dem üblichen Gemeinplatz: Treue um Treue, ist es nicht getan, hat er sie doch auf der Flucht aus Rußland einmal ganz und gar im Stiche gelassen. Auch auch kann man von der berühmten Dämonie seiner Persönlichkeit fabeln.

Wollen wir diesen Rest zu klären suchen, so bleibt uns wohl keine andere Wahl, als daß er ihnen, wie er sie zu lebendigem Werkzeug seines Willens machte, auch das Bewußtsein der Idee vermittelte, die er verkörperte. Unbewußt, denn ihm, der alle Ideologien haßt, fehlte jene Pubertät, die zum Gewahrwerden des Ideellen gehört, wie Goethe feststellt. Darum ist er so unheimlich, weil er seine Sendung nicht kennt, nur in kurzen Augenblicken glaubt er den Ruf zu vernehmen. Bei keinem anderen Menschen ist so schwer zu unterscheiden, ob er lügt oder zu lügen scheint oder zu lügen scheinen will, wenn er die Wahrheit sagt, oder umgekehrt. Er tritt einher wie ein Schlafwandler. Er weiß von sich nichts, dieser Mensch, der so viel weiß von der Menschen Seelen, wenn er ein Gefäßbuch schreibt, das heute noch Grundlage unseres Rechts ist, wenn er die Studienpläne für Erziehungsanstalten entwirft mit einer pädagogischen Feinfühligkeit, die er nicht von Rousseau gelernt hat, wenn er Goethe durch eine scharfsinnige Bemerkung über den Werther verblüfft. Und derselbe Mensch, der eine graujame Schlacht voll Humor schlagen kann, wie man einen guten Witz macht — ich denke an Austerlitz —, wird tief erschüttert vom Scheitern eines Hundes, der bei seinem gesunkenen Herrn jault, muß Käsebleich das Zimmer verlassen, in dem die gebärende Marie Luise stöhnt. Er spricht oft von seinem Stern, an glückliche Daten klammert er sich mit einem närrischen Aberglauben. Und doch kann er rücksichtslos gegen sich selbst sein wie kein anderer, nicht nur, wenn er sich körperlich alles zumutet, sondern vor allem, wenn er sich selbst für Frankreich opfern muß. Nachher schimpft er, er wäre verraten worden: kein Mensch konnte ihn zwingen, sich den Engländern auszuliefern; es ist sehr leicht, von abnehmender Kraft zu sprechen — die sich im übrigen weder während des Feldzuges von 1814 noch in der Anlage der Kämpfe um

Egny und Waterloo auch nur im entferntesten zeigen dürft. Und wenn er gewollt hätte, er würde auch nach dem letzten Zusammenbruch noch ein paar Hunderttausend gefunden haben, die sich für ihn hätten zusammenkartätschen lassen. Er erfüllt seine Sendung, aber er denkt wohl, er schaffe das alles selber oder die anderen spielen den Judas. Oder weiß er das alles und spielt nur so ausgezeichnet Komödie im großen, wie er es im kleinen, ohne Talma betragen zu müssen, so herrlich versteht, um auch die Nachwelt zum besten zu haben? Wir können nur fragen, und es ist zweifelhaft, ob zukünftige Jahrhunderte die Antwort zu geben vermögen. Fünf Jahre vor seinem Tode hat er einmal zu dem treuen Los Cafes seine Sendung erklärt: „Vielleicht würde man mir, wie einst dem König Pyrrhus, einwerfen: Ja, aber wozu das alles? Hier meine Antwort: Um eine neue Gesellschaft zu begründen und die Welt vor großem Unglück zu bewahren; Europa wartet und ersieht diese Wohlthat, das bisherige System hat abgewirtschaftet, das neue aber ist noch nicht gesichert und wird es ohne lange, gewaltige Erschütterungen nicht sein.“ Das sagt er freilich, nachdem er sich „eines Zitterens bei dem Gedanken vor dieser unangreifbaren Völkermasse“ — er meint Anstand — nicht erwehren konnte, und nun phantasiert er, was ein großer russischer Zar vollführen könnte und was er an Stelle dieses Herrschers tun würde. Aber es klingt nicht mehr wie ein Zukunftsraum, sondern wie ein Rückblick. Wir wissen es nicht.

Wir wissen auch nicht, ob er sah, was unsichtbar auf den Zähnen seiner Lumpenarme geschrieben stand, was um die Bajonette, die nach Italien hinunterstürzten, zuckte, was bei Montenotte, bei Vobbi, bei Arcole erobert wurde: der Gedanke Europa.

Die andern, die Oesterreicher und Preußen, sahen es gewiss nicht, vielleicht ein einziger, der als preussischer Hauptmann in kühnlichen schlesischen Garnisonen nach des Tages Gamaschendienst bei einer Flasche Bier im heiserstimmten Italien auf der Karte nur einherwandelte und dem unbeschreiblichen Siegeszug des Generals Bonaparte bedächtig folgte, ein Soldatenkind, ein armer Teufel ungewisser Herkunft, August Neidhardt von Gneisenau.

Der Professor für Soziologie

Von Hamilton Basso, New-Massies, Newyork. Berechtigte Uebersetzung von E. P. Hiesgen.

Professor South, der in Soziologie unterrichtet, war schwach auf den Beinen und sein Gesicht war zerknittert wie die erste Seite seines Notizbuches. Die Beständigkeit seiner Knauerei hatte ihm ein nettes Vermögen eingebracht und er war darauf besonders stolz. Er hatte die Absicht, bei der ersten besten Gelegenheit seinen Abschied zu nehmen und seinen Lebensabend irgendwo in Europa zu verbringen. Nicht in den lauten Städten, sondern abseits in einem stillen Winkel.

Er saß auf dem Drehstuhl vor seinem Pult und starrte auf Quimby, einen Schüler.

„Gut! — Haben Sie Ihre Abhandlung fertig?“

Da der Professor mit seiner Frage die halbe Verneinung vorwegnahm, wurde der Schüler verwirrt.

„Nein, sehen Sie.“

Professor South hob zwei Finger in die Luft wie ein Priester der den Segen gibt.

„Keine Entschuldigungen bitte!“

Er schlug die Beine übereinander. Seine mageren Beine verloren sich in den Beinkleidern wie Stangen in einer Vogelscheuche. Er lachte und dabei kamen seine Zähne zum Vorschein. Sie waren breit und gelb wie Käsewürfel.

„Ich verstehe nicht,“ begann er mit Absicht stotternd, um zwischen den Sätzen sein Lachen zu verteilen. „Warum kommen Sie überhaupt noch zum Unterricht? — Glauben Sie wirklich, Sie werden in einem Fach das Examen machen können? — Sie geben besser die Sache auf und suchen sich eine Arbeit!“

„Sie haben sich gewundert“, fuhr er fort, „daß ich Ihnen im letzten Semester die Quote 69% gab. Ich werde Ihnen sagen, weshalb ich das tat. Ich wollte Sie zu mehr Fleiß anspornen. Ich dachte mit meinem Ladel Ihren Eifer zu steigern. Aber es scheint, es hat überhaupt keinen Zweck Sie anzutreiben. Sie sind nachlässiger als je zuvor.“

Quimby wurde rot.

Professor South streichelte seine Glatze.

„Was denken Sie, was aus Ihnen wird? — Glauben Sie, daß Sie es jemals zu etwas bringen werden?“

„Aber Herr Professor, nach all.“

„Oh, entschuldigen Sie sich nicht! — Ich habe Sie durchschaut! — Ich kenne genug Schüler wie Sie. Sie können nicht nicht lernen. Ich rate Ihnen, wenn Sie das Schlusssemester mit Erfolg beenden wollen, dann gehen Sie mit aller Gewalt an die Arbeit!“

Er drehte sich in seinem Stuhl herum und wühlte in einem Stapel Papiere.

Quimby ging hinaus.

In einem engen Raum saßen Gruppen von Jungen. Ihre übernächtigen Augen sind rot vor Müdigkeit. Eine Tischlampe brennt unter einem grünen Glasschirm und gießt ihr Licht über einen Berg Bücher und Papiere.

Young Carton sitzt am Ende des Tisches und liest aus einem Buche vor. Bei schwierigen Stellen hält er an, wiederholt und erklärt den Satz. Carton ist der Führende in der Klasse und alle sind eifrig bemüht, das Penum mit ihm zu wiederholen, weil sie hoffen, in wenigen Wochen verzwiefelter Paukerei das ganze Schuljahr aufzuholen.

Die Tagesdämmerung kommt und der Schlaf bemächtigt sich mit Flüchen und gähnen die Reihe herum. Draußen sind schon die Bögel erwacht und hungrig piepsend hüpfen sie durch die Bäume. Der Morgen dringt kühl in das Zimmer und Quimby schlägt sich den Kopf gegen die Wand. Sein Gedächtnis, das er Nächte hindurch wach hält, und das sich von tausend Formeln hat vollproppfen lassen, beginnt sich gegen den Zwang aufzulösen. Alles dreht sich vor seinen Augen im Kreise.

Warum, zum Teufel, muß er seinen Schädel mit diesem blödsinnigen Zeug vollproppfen? — Warum muß er Nacht für Nacht büffeln, daß das Hirn unter der Schädeldede brennt und die Augen im Kopfe stechen? — Warum? — Kann ein Mensch ihm sagen, warum? —

Aber nein, er ertappt seine Gedanken auf der Flucht. Jetzt ist keine Zeit, an etwas anderes zu denken. Jetzt ist überhaupt keine Zeit zu verlieren. Er muß hineinstopfen, was hineingeht und feste drauf los pauken und nicht einen Gedanken an etwas anderes aufkommen lassen. Ob er will oder nicht!

Er reißt seine Gedanken zusammen und hört zu, was Carton liest.

„Die öffentliche Meinung hat mit ihrem Protest gegenüber unerträglichen Verhältnissen immer die gesellschaftlichen Veränderungen herbeigeführt. Sie ist aus diesem Grunde als ein Werkzeug der Kontrolle innerhalb der menschlichen Gesellschaft zu betrachten.“

Das ist Professor South Lehrbuch, aus dem Carton vorliest. South, dieser 69%, der vor Jahren dieses Buch verfaßte und jetzt nur noch daran denkt, sich drüben irgendwo in einem Winkel zu verziehen.

South allein war es, der ihm die Quote 69% gab . . . eine Moralnote gewissermaßen. Wenn ein klarer Kopf die ganze Materie der Soziologie durchgearbeitet hat, bedarf es da noch eines kniffligen Examens durch einen launigen Professor? — Und überdies, gibt nicht jeder Pädagoge mit einer schlechten Penjur an seine Schüler den Beweis seiner mangelhaften Lehrkraft? — Aber es handelt sich ja nicht um die Materie, es handelt sich um Professor South, der mit verschränkten Armen vor seiner Soziologie steht wie ein Gärtner vor seinem Kohl.

Nur für ihn saß er fröhlich und übermäßig im kalten Zimmer. Er rieb sich die Augen, um sie offen zu halten. Wie kann ein Mensch die Kenntnisse eines anderen nur auf den Bruchstrich bringen? — Aber es war ja in Wirklichkeit nur eine Morallektion, 69% . . .

Denke nicht, sitze still und höre zu, was Carton liest. Büffele und pauke! — Herein mit dem letzten Stoff in den Schädel und festgehalten!

„Das Zeichen gesellschaftlicher Veränderung . . .“

Professor South gibt, umdrängt von einer Menge neugieriger Schüler die Resultate des Examens bekannt. Erstaunte Rufe von solchen die zweifelten, aufgeblasene Reden von anderen, die durchklamen und Hohn und Empörung derer, die durchfielen.

Der Professor bleibt in der Tür des Konferenzzimmers stehen, um die Bemerkungen zu hören, die hin- und herfliegen.

Quimby wartet bis das Gedränge nachgelassen hat und nähert sich dem schwarzen Brett, darauf die Resultate mit Reißstiften lose angeheftet sind.

69, 78 stand hinter seinem Namen. Auf den ersten Blick wollte er nicht an die Zahl glauben, die zitterig gemalt auf dem Papier glänzte. Als sich die Zahl jedoch nicht veränderte, wurde er wütend. Wie kann man nur einem Menschen auf zwei Stellen hinter dem Komma zensurieren? — Daß er durchfallen würde, wußte er vorher. Aber diese Ziffern hinter dem Komma reizten ihn wie einen Stier das rote Tuch.

„Das ist Professor South gesellschaftliche Veränderung!“ lachte er laut auf und drehte den Zeigefinger an der Stirn.

Als er sich umfah, gewahrte er Professor South. South lächelte salbungsvoll.

„Es ist nicht mein Fehler, sondern Ihre Nachlässigkeit! — Es ist das Resultat Ihrer geringen Aufmerksamkeit. Sie sollten mehr Wert darauf legen!“ Dabei ließ die dünne Gestalt die verschränkten Arme fallen wie ein Hampelmann.

Quimby lächelte mit vorsichtigem Spott vor sich hin.

„Ich weiß!“ sagte er nur.

„An Warnungen habe ich es nicht fehlen lassen. Immer und immer wieder habe ich Sie ermahnt. Aber Sie haben es nicht beachtet. Sie allein und kein anderer hat einen Ladel verdient! — Haben Sie nicht!“

Quimby preßte seine Fingernägel in das Fleisch der Hände. Er hätte gerne gewußt, was passieren würde, wenn er mit einem Griff dieses armselige Geschöpf packen und es quäsend und quiekend auf den Kopf stellen würde, nur als Beweis für die gesellschaftliche Veränderlichkeit.

Wölfe vor dem Kaffee

Von Hans Pav

Gesehen hat sie als erster der Wasserträger. Er hielt gerade das Servierbrett in beiden Händen. Deshalb konnte er auch nicht die Zigarette von den Lippen nehmen. Sie einfach auszuspudden, dafür schien sie ihm zu kostbar. So unterließ der Schrei, den er nun in seine Miene legte. Dabei riß er die Augen mächtig auf. Sofort tat es ihm die andern nach, nur gelang es nicht allen. Den meisten saß schon der Schnapsnar auf den Lidern. Vorerst wußten sie gar nicht, warum sie große Augen machten. Sie ahnten nur, daß sie es nicht umsonst getan hatten. Als sie dann dem Blick des Wasserträgers gefolgt waren, hielt mancher von ihnen den Atem an. Vor dem Fenster hupften dunkelgraue Felle hin und her. Wölfe! Das Wort lag auf allen, auch den schwersten Jungen.

Etwas merkwürdig fühlte sich im ersten Schreck der dicke Dorftrichter auf: er stopfte sich die Zeigefinger in die Ohren und zog die Knie fast bis zur Tischplatte hoch. Was einem angesichts seines Bauches erstaunlich dünkte. Auch der Basarauffeher machte allerdings Narretei. Erst glaubte man, er müsse niesen, als er plötzlich laut zu stöhnen anhub. Das hörte sich in dem kleinen Gastzimmer etwas schauerlich an. Den andern mag dabei kalt geworden sein. Uebrigens schien es sinnlos so zu stöhnen. Die Wölfe hatten gar keine Chance, in das Kaffee zu dringen. Tür und Fenster waren ja zu.

Die grimme Kälte, die ihnen das Vieh in den Ställen kopf machte, hatte also auch die Wölfe wieder einmal ins Dorf gebracht. Wann es das letzmal gewesen, daran konnten sich nur noch der Dorftrichter und der Basarauffeher erinnern. Dem einen hatte das Ereignis die Haare weiß gefärbt, den andern zwölf Schafe gekostet. Deshalb ihr merkwürdiges Gebaren. Aber niemand lachte darüber. Hatte doch jeder mit den Schlafbeschwerten zu tun. Denn schließlich kannten sie alle die Geschichte vom Wolf. Der hatte drüben im Vulgarischen die Hammel eines ganzen Dries abgemurkelt und obenrein zwei Bauern in Stücke gerissen. Also hatte der Dorftrichter allen Grund, seine Beine hochzuziehen. Vielleicht hätte der erste Schreck sie alle zu Albernheiten verleitet, wenn nicht die zwei Mädel aus Kumanovo dagewesen wären.

Den beiden lag sichtbar nichts daran, mutig zu erscheinen. Das war nicht ihre Sache. Man hatte sie zu andern Dingen in dieses Nest geholt. Sie hatten Schnaps zu trinken, und zwar recht viel, sich den Männern auf den Schoß zu setzen, sich abtunseln zu lassen, und jenen, die auf das Geld nicht sahen, hinter den Küchenverschlag zu folgen. Sie taten auch sehr ängstlich, nur wußten sie nicht recht, wie sie sich dabei anstellen sollten. Daß sie die Hände an die Brust zu drücken hatten, war klar. Nicht aber, ob sie wimmern oder an den Fingern lutschen sollten. So taten sie eben von jedem ein bißchen.

Aber weshalb sie gekommen waren, vergaßen sie dabei nicht. Der Weg hiether war ja ein gar weiter. Und der Küchenverschlag lag wohl keinem der Männer mehr im Sinn. Der dummen Wölfe wegen, sollten sie nun ohne . . . Gar nicht, die eine, übrigens ein niedliches Ding, hatte bereits die Geldbörse des immer nach altem Fett stinkenden Hammelhändlers zwischen Hemd und Bauch liegen. Aber vielleicht war die Börse leer. Die Menschen sind ja so schlau, tragen das Geld oft ganz wo anders. Sie drückte sich deshalb wieder an den noch immer stöhnenden Basarauffeher. Aber der holte ihre Hand wieder aus der Tasche heraus, in der sie eigentlich nur die Gebetschnur gefunden hätte. Und er ließ die Hand nicht los. Sie mochte rütteln und ziehen, soviel sie wollte. Noch ein lauter Stöhner, und der Mann wendete sich dem neuen Ereignis zu. Die Wölfe konnten in seinen Stall einfallen, Hüner und Schafe auffressen, gut, er hatte über diesen Gedanken gelächelt, mehr konnte er nicht tun. Aber die Hand, die ihn ums Geld bringen wollte, die hielt er fest, mit der konnte er machen, was er wollte. Als er sich darüber ganz klar war, fuhr er hoch und riß das Mädel bis in die Mitte des Raumes. Dabei schrie er immerfort nach seinem Gelde. Darüber waren die andern froh, sie brauchten nun nicht mehr zum Fenster hinausschauen. Und in ihrer Freude wollten sie gleich über das junge Weib zu Gericht sitzen. Der Dorftrichter war ja da, doch wollte er die Füße nicht zu Boden stellen. Also wählten sie den Würzträger zum Richter. Der war ja dick und weißhaarig. Er griff dem Mädel an die Brust, tastete lange ab und fand endlich die Geldbörse des Hammelhändlers. Zwischen

diesem und dem Basarauffeher kam es nun zu einem heftigen Streit, in den sich, einer nach dem andern, auch die übrigen Gäste mengten. Ein Stuhl wurde umgeworfen und dann noch einer, die Tische wankten, Gläser fielen zu Boden, auf dem sich einen Augenblick später, der Dorftrichter befand. Ueber ihm stolperte der Würzträger, so daß nun zwei auf dem Boden lagen. Als sie alle von der Sache genug hatten, wischten sie sich den Schweiß von der Nase, rückten die Stühle zurecht und räumten die beiden Weibsbärgen zur Seite. Die waren nämlich mittlerweile eingeschlagen. Wahrscheinlich waren sie der vielen Aufregungen müde geworden.

Nun hätte man wieder zu richten begonnen, aber das Mädel war nicht da. Auch das andere nicht. Beide waren verschwunden und, wie man gleich darauf kam, mit ihnen die Geldbörse des Hammelhändlers. Auch die Geldbörse des Basarauffeheren war weg, diesmal wirklich, und wie sich später herausstellte, auch die Geldbörse des Dorftrichters und die des Würzträgers. Uebrigens griff sich auch der Kaffeetier in die Haare, so daß man annehmen mußte, ihm fehle ebenfalls die Brieftasche. Man erhob nun ein großes Geschrei, rief nach dem Galgen und fing zu suchen an. Hätte man nicht den Galgen mit ins Spiel gebracht, so wären man hinter dem Küchenverschlag auf die beiden Mädel gestoßen. So fand man nur die Tür, die zu den Maisfeldern führte, offen. Den beiden waren also die Wölfe nicht fürchterlich genug, den Männern aber das Leben lieber als das Geld. Sie schlugen deshalb die Türe wieder zu. Verbittert und wütend überdachten sie ihre Lage, tranken dazu Schnaps, den ihnen der Kaffeetier kredittieren mußte, und als sie am Morgen aus ihrem Raufsch erwaachten, waren die Eisblümen an den Fenstern und die Wölfe vor dem Kaffee weg.

Nachmittags fand man dann ein Stück außerhalb des Dorfes die beiden Mädel. Nun waren sie tot und fürchterlich zugerichtet. Von den verschiedenen Geldbörsen fand man nicht eine Spur. Worüber man sich sehr wunderte. Denn bisher hatte man noch nichts davon gehört, daß Wölfe auch für Geldbörsen ein Interesse haben.

Wenige Monate später ließ der Kaffeetier sein Etablissement auf den Blanz herrichten. Ueber die Tür wurde ein großes Schild gehängt, auf dem man lesen konnte, daß es sich hier um ein Grand-Kaffee handle. Und der Wasserträger bekam eine schneeweiße Bluse und ein neues Servierbrett. Das und die Bluse hatte er sich ausbedungen, als er seinem Herrn die verschiedenen Geldbörsen abliefern mußte.

Welt und Wissen

Gummistrafen. In Amerika und England hat man hauptsächlich Versuche gemacht, Gummi als Straßenpflaster zu verwenden. Der große Vorteil dieses Pflasters liegt darin, daß alle Erschütterungen stark abgedämpft werden, und zwar ist erwiesen, die Erschütterungen bei Gummistrafen nur 40 Proz. derjenigen von gut ausgeführten Holzstraßen betragen. Da es nun in allen Großstädten heute viele Häuser gibt, die durch die Verkehrsererschütterungen schwer geschädigt sind, so ist der Wert einer solchen Pflasterung klar erwiesen. Eine Gummistraße in London, die mit 280 Tonnen pro Stunde und Meter Straßenweite beansprucht wurde, hat sich trotz dieser großen Belastung vorzüglich gehalten. Nach den elf Versuchsstrecken, die von einer englischen Gesellschaft in London, Rotterdam, Paris, Singapur und anderwärts auf einer Gesamtfläche von 4200 Quadratmeter angelegt wurden, kann das Problem der Gummistrafen technisch als gelöst gelten. Diese Pflasterung ist aber sehr teuer und wird sich daher für absehbare Zeit wohl nur da durchsetzen, wo Häuser durch den Großstadtverkehr sehr gefährdet sind oder Krankenhäuser, wissenschaftliche Institute usw. die Erschütterung als besonders störend erscheinen lassen.

Wie findet die Ameise ihr Nest wieder? Die neuesten Untersuchungen, die Prof. J. Jeard mit Ameisen anstellte, scheinen die alte Frage endgültig geklärt zu haben, wieso die Ameisen ihr Nest wiederfinden: sie richten sich nämlich nach den Lichtverhältnissen, die beim Verlassen des Nestes herrschten, sie „merken“ sich wie Licht und Schatten verteilt waren und folgen dann auf dem Rückweg der entgegengesetzten Verteilung. Eine Ameise aber, die man einige Meter vom Nest entfernt hinsetzt, findet sich nicht wieder heim, ihr fehlt die auf dem Hinweg einprägende Orientierung. Jeard führte auch noch einen neuen anschaulichen Versuch aus. Er ließ eine Ameise durch eine Glasröhre zurücklaufen. Drehte er nun unter Beibehaltung der Lichtverhältnisse die Röhre um 180 Grad, so machte die Ameise kehrt und lief weiter in der Richtung auf ihr Nest. Kehrete er aber bei diesem Versuch die Beleuchtungsverhältnisse nach der Drehung um, so lief die Ameise in der anfänglichen Richtung weiter, sie entfernte sich also von ihrem Nest.

In zehn Staaten von USA ist den Negern die Ausübung des allgemeinen Wahlrechts und die Verheiratung mit Weißen untere sagt. Bei öffentlichen Zusammenkünften und in den Schulen weeren hier die Farbigen von den Weißen getrennt.